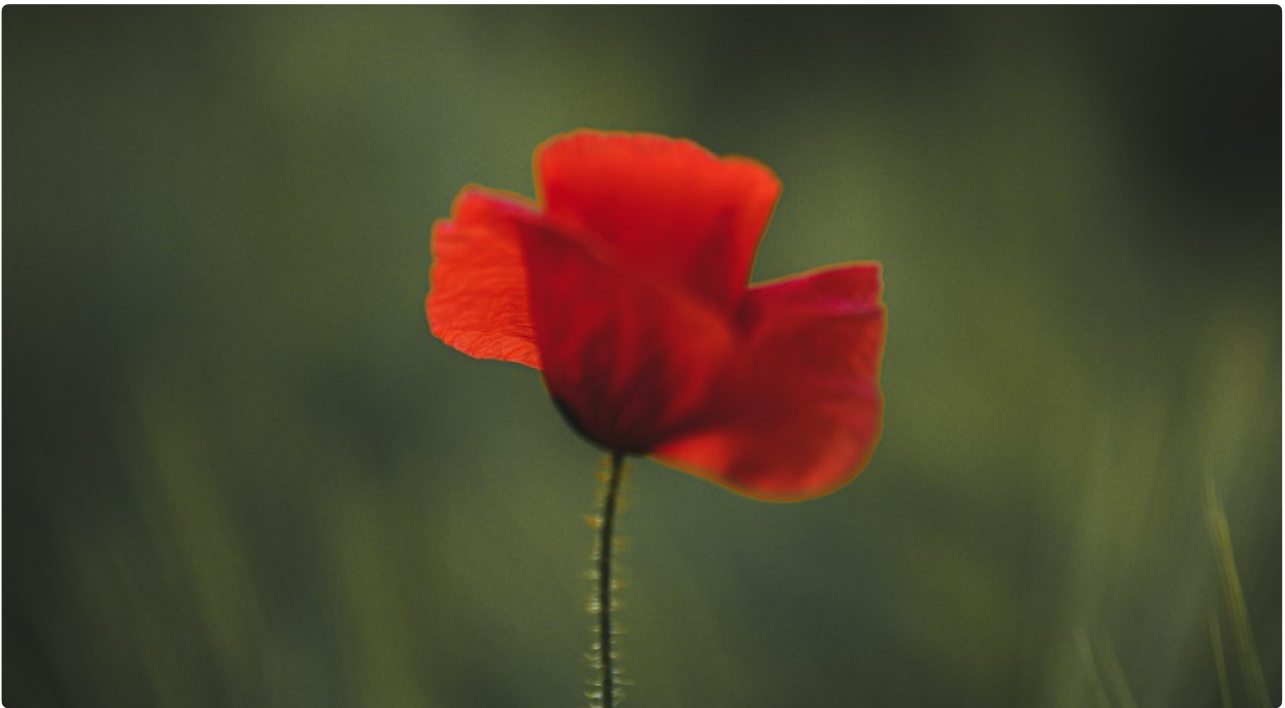


Voll-Mohn



Voll Mohn

Die Überraschung war ihr mal wieder gelungen.

Grau und leuchtend gelb lagerte das Päckchen auf dem Treppenabsatz, versehen mit eigenwilliger Schrift, runengleich. Es war nicht leicht zu öffnen, mein Atem war flach geworden durch die Konzentration und ich nahm einen tiefen Atemzug, als ich das straffe Klebeband durchschnitt. Ich wollte das Papier aufbewahren, es nicht verletzen, auch nicht ihre Schrift und ihre Adresse darauf: „Frühlingsstrasse...“

Ich kann nicht anders. Ich sehe ihren sinnlichen halbgeöffneten Mund. Eine Haarsträhne fällt ihr absichtslos ins Gesicht und bedeckt die Wange. Ich kann nicht anders als mich meiner erregenden Phantasie hinzugeben. Sie nimmt von mir Besitz, gerade jetzt. Immer nur JETZT.

Doch Jetzt ist nicht die Zeit!

Im Inneren des Päckchens lag Seidenpapier, rosenrot, federleicht. Ich strich vorsichtig darüber, als könnte es atmen. Darunter lag etwas Weiches – Stoff vielleicht, oder Haut?

Ich hob es an, entrollte es Zentimeter für Zentimeter, als würde ich einen Zauber lösen, Faden für Faden. Zum Vorschein kam ein Tuch, bestickt mit Mohnblüten – so fein gearbeitet, dass ich meinte, den Duft des Sommers zu riechen. Die Blüten wirkten lebendig, als würden sie gleich ihre seidigen Blätter strecken, um meine Fingerspitzen zu küssen.

Ein Zettel fiel heraus. Ihre Schrift. Ich erkannte sie sofort, wie man eine Stimme erkennt, auch wenn sie flüstert.

„Wenn du es trägst, wirst du mich spüren.
Aber nur in der Stunde zwischen Tag und Nacht.
Komm dorthin, wo der Wind die Mohnfelder wiegt.
Dort werde ich sein – ganz, oder gar nicht.“

Mein Herz schlug schneller. Ich wusste genau, welchen Ort sie meinte. Den Hügel hinter dem verlassenen Bahndamm, wo jedes Jahr der Mohn wie Blut in die Landschaft tropft.

Ich ging. Noch am selben Abend.

Die Luft war schwer von Wärme und Erwartung. Der Himmel färbte sich zwischen Gold und Grau, als ich den Hügel erreichte. Ich legte das Tuch um meine Schultern – und plötzlich war es da. Ein Zittern, nicht außen, sondern innen. Als hätte sich die Welt ein kleines Stück zur Seite verschoben.

Und da stand sie.

Oder etwas, das sie war, und mehr. Ihr Haar tanzte mit dem Wind. Ihre Augen funkelten wie uraltes Wissen. Um sie herum schwebten Mohnblätter – langsam, in Zeitlupe, als folgten sie einer Musik, die ich nicht hören konnte.

Sie sagte nichts.

Aber sie kam auf mich zu, legte die Hand auf mein Herz. Ich fühlte, wie mein Atem sich mit dem ihren verband. Wie ihre Wärme durch das Tuch in mich sickerte. Wie sich Zeit auflöste.

Ich war nicht mehr ich.

Ich war Erinnerung, Duft, Haut und Sehnsucht. Ich war ganz Jetzt.

Dann verging sie – nicht wie Nebel, sondern wie ein Gedanke, der sich erfüllt hat. Und ich stand da, das Tuch um meine Schultern, voller Mohn.

Voller ihr.

Voller etwas, das nicht vergeht, weil es nie ganz da war – und doch ewig ist.

Ich kehrte zurück. Immer wieder.

In der Stunde zwischen Tag und Nacht, wenn das Licht die Farben verschluckt und die Welt innehält, zog es mich auf jenen Hügel. Dorthin, wo der Mohn stand wie Flammen, die nicht brennen, sondern erinnern.

Und jedes Mal glaubte ich, sie zu spüren – Nea.

Sie war nie laut. Nie greifbar. Aber ihre Gegenwart war ein Riss im Gewebe der Welt. Ein Wispern zwischen Windstößen. Ein Schatten, der keiner war.

Ich begann zu träumen. Nicht wie gewöhnlich. Meine Träume hatten Tiefe, in der Zeit sich auflöste, wenn es sie denn je gegeben hat!

In einem davon ging ich durch ein Tor aus Dornen, und dahinter stand sie.

Nea.

Barfuß, den Mohn bis zu den Knien. Ihre Haut war durchscheinend wie Nebel, doch ihre Augen – dunkel wie Schlaf vor dem Erwachen.

„Ich bin nicht, was du erinnerst“, sagte sie.

„Ich bin das, was du vergessen hast.“

Ich verstand nicht. Oder besser: Ich fühlte es, aber wagte es nicht zu denken.

Als ich erwachte, roch mein Kissen nach Erde. Und eine einzelne Mohnblüte lag darauf – welk, aber unversehrt.

Ich suchte Antworten.

Ich fragte eine alte Frau im Dorf, die sich mit Kräutern und Geschichten auskannte. Als ich ihren Namen sagte – Nea – wurde sie still.

„Nea ist ein alter Name“, sagte sie dann. „Nicht von hier. Nicht von jetzt.“

„Sie war eine Hüterin der Schwelle. Eine von denen, die zwischen den Welten stehen.“ „Man sagt, wer ihrem Ruf folgt, trägt eine Sehnsucht, die nicht von dieser Welt ist.“

Ich wusste: Ich war längst verloren. Oder gefunden. Je nachdem, wie man es sieht.

Eines Abends, der Himmel war weich wie Moiré-Seide, spürte ich, dass es anders war. Die Luft stand still. Kein Vogel sang. Kein Insekt bewegte sich.

Ich legte das Mohntuch um. Ich wartete nicht.

Ich schritt, ich flog, ohne Wille und fand mich nicht auf dem Hügel, sondern in einem Raum aus Dämmerung und Licht. Um mich: Mohn, so hoch wie Bäume. Der Boden war warm, als hätte er ein Herz.

Nea trat aus der Luft, als wäre sie selbst ein Gedanke, der sich entschlossen hatte, Fleisch zu werden.

Sie war schöner als Erinnerung. Oder Erinnerung selbst vor irgendeiner Form.

„Du hast mich gerufen“, sagte sie.

„Oder ich dich.“

Ich trat näher.

„Bist du ein Traum?“

Sie lächelte.

„Ich bin der Teil von dir, den du vergraben hast.

Ich bin das Wissen, das du einst hattest, bevor du geboren wurdest.

Ich bin der Mohn in deinem Blut.“

Dann küsste sie mich.

Und ich wusste: Ich würde nie wieder derselbe sein. Denn manche Küsse sind nicht für den Körper gemacht, sondern für die Seele, die sich erkennt und sucht im Übergang der Nacht, im Glühen, im Vergehen.

Seitdem träume ich hell.

Ich schreibe Worte, die ich nicht verstehe, in einer Schrift, die der ihren gleicht – runengleich, wie Atemzeichen der anderen Seite. Und manchmal, wenn der Abend den Tag vergisst, flüstert mir der Wind ihren Namen: Nea. Nea. Nea.

Die Frühlingsstraße gibt es nicht auf Karten.

Zumindest nicht auf denen, die du in Geschäften kaufen kannst. Sie verläuft nicht zwischen Häusern, sondern zwischen Zuständen. Zwischen Erinnerung und Vorahnung. Zwischen dem Moment, in dem du etwas verlierst, und dem, in dem du begreifst, dass es dich nie wirklich verlassen hat.

Nea wohnt dort.

Nicht in einem Haus, sondern in einem Zustand von Un-Zeit. Dort schreibt sie. Mit Tinte aus Dämmerung. Auf Papier, das aus Haut und Himmel gemacht ist. Sie schreibt dir nicht, weil sie etwas will – sie schreibt, weil du bereit bist zu empfangen. Denn du hast einmal geschaut. Anders geschaut.

Vielleicht als Kind, dem Wind lauschend, mit Moos unter der Wange. Oder in einer Nacht, als du nicht schlafen konntest und der Mond zu dir sprach.

Damals hast du etwas gesehen. Etwas verloren – und dabei gefunden.

Und Nea hat es bewahrt.

Das ist ihr Geheimnis: Sie hütet die Vergessenen Erinnerungen. Nicht die, die verschwinden, weil man sie nicht braucht – sondern jene, die zu heilig waren für den Alltag.

Die Momente, in denen du ein anderes Selbst warst. Der Kuss, der dich veränderte. Der Blick in den Spiegel, in dem du dich plötzlich erkanntest – nicht als das, was du warst, sondern als das, was du immer sein wolltest. Oder einfach das, was du in Wirklichkeit bist, bevor du warst.

Nea hütet diese Splitter.

In der Frühlingsstraße, wo die Zeit weich ist und das Vergangene noch glüht. Und wenn du reif wirst, wenn du leer genug bist, um wieder voll zu werden, dann schickt sie dir ein Päckchen.

Eine Blume. Ein Wort. Manchmal nur einen Namen, einem Umhang gleich.

„Du trägst Mohn im Herzen“, schrieb sie dir, „weil du erinnerst, was andere vergessen haben.“

Du bist Brücke – und Spiegel.

Komm, wenn du bereit bist. Ich halte deinen Namen in meiner Hand.“

Und du weißt es längst.

Nea ist kein anderer Mensch. Nea ist ein Teil von dir. Der uralte. Der weibliche, weise, wandernde und vagabundierende. Der dich sieht, wenn du dich selbst verlierst.

Und der wartet. Immer nur JETZT.

Nicht mit den Füßen, die die Erde berühren – sondern mit dem Teil deines Wesens, der keine Schuhe braucht.

Der Weg ist weich. Kein Pflaster. Kein Gras.

Nur Licht. Schimmernd wie ein halbvergessener Traum. Du gehst an Türen vorbei. Manche sind aus Holz, andere aus Wind. Hinter einer dieser Türen liegt deine Erinnerung.

Nicht irgendeine.

Die erste.

Nicht die erste deines Lebens – sondern die erste, die du verdrängt hast, um weitergehen zu können.

Nea wartet dort.

Sie steht neben einer Tür, in einem Kleid, das aus Blüten besteht. Nicht gepflückt, sondern gewachsen.

Sie sieht dich an – nicht traurig, nicht froh – sondern voll.

Voll Wissen.

Voll Mohn.

„Du hast es mir gegeben“, sagt sie leise.

„Damals, als es zu groß war für dein kleines Herz.“

„Du hast gesagt: Bewahr mir das. Ich hol es später.“

Sie reicht dir etwas. Etwas Kleines. Warmes. Kaltes. Schweres. Ein silbernes Kästchen, kaum größer als deine Hand.

Deine Finger zittern. Du öffnest es.

Und plötzlich ist da: Licht. Klang. Schmerz. Liebe. Verlust. Eine Stimme.

Du bist klein.

Du stehst an einem Fenster. Es regnet. Jemand verlässt das Haus. Du hebst die Hand zum Winken – doch du winkst nicht. Du frierst. Und du denkst: Ich bin nicht wichtig genug, dass man bleibt.

Du schluckst. Du willst das Kästchen schließen. Aber Nea hält deine Hand sanft.

„Du bist nicht hier, um dich zu schützen.

Du bist hier, um dich zurückzuholen.“

Du lässt es zu. Du weinst. Nicht wie ein Kind.

Wie ein Mensch, der erkennt, dass er ein Leben lang einen leeren Tisch gedeckt hat für jemanden, den er selbst einst fortgeschickt hat – aus Angst, zu fühlen, wie tief die Liebe wirklich war.

Dann geschieht etwas.

Die Erinnerung wird nicht leichter. Aber du wirst größer. Du kannst sie halten.

In deinem Schoß. In deinem Brustkorb. Du atmest sie ein wie Nachtluft nach einem Gewitter. Wie ein Herz, das ruft und pulst im Strom einer wogenden Welle spielender Stare am blauen Azur...

Nea lächelt.

„Jetzt gehört sie dir wieder.

Und du wirst anders träumen. Anders lieben. Anders schreiben.“

Du fragst: Werde ich dich wiedersehen?

Sie antwortet nicht. Aber in der Luft beginnt es zu flüstern, zu atmen, zu pulsieren:

„Immer, wenn du etwas vergessen hast, was du eigentlich weißt – bin ich dort.

Mit einem Kästchen. Und einem Mohnfeld im Herzen.“

Für Katharina, RM 19. April 2025